



Säen und Ernten im Schatten des Watzmanns

Bäuerliches Arbeiten in der Fürstpropstei Berchtesgaden: Die Landwirtschaft im Talkessel hat sich im Lauf der Jahrhunderte stark verändert – vom Leben auf einzelnen Gehöften bis zum Aufbau der Almwirtschaft. Ein Blick in die landwirtschaftliche Historie.

Von Stadtheimatspfleger
Johannes Lang

Ein Gelübde, das die dem bayerischen Hochadel entstammende Irmgard von Sulzbach abgelegt hatte, sah die Gründung eines Stifts für den in Mode stehenden Reformorden der Augustiner-Chorherren vor. Geschehen sollte all dies inmitten eines Waldgebiets, umgeben von einem Kranz hoher Berge. So kam es, dass um das Jahr 1102 mehrere Geistliche aus dem Kloster Rottenbuch (Lkr. Weilheim-Schongau) in dem Ort Berchtesgaden eintrafen. In deren Wahrnehmung erschien das Gebiet zwischen Untersberg und Steinernen Meer als eine unwirtliche und lebensfeindliche Landschaft, die vor ewigem Schnee und Eis starrrte und in deren Schlünde man sogar die Heimstatt von Drachen vermutete. Beinahe könnte der Eindruck entstehen, als sei mit den Rottenbucher Geistlichen erstmals menschliches Leben in diese Gegend eingezogen.

Doch die Wirklichkeit zeichnet ein anderes Bild, was bereits der Ortsname „Berchtesgaden“ andeutet: So etwa ist in den ersten schriftlichen Urkunden aus dem frühen 12. Jahrhundert von der „Villa“ – dem mittellateinischen Begriff für ein Dorf – namens Berchtesgaden die Rede, und die Benennung selbst leitet sich von einem einstöckigen Gebäude, einem sogenannten Gaden, ab, der offenbar einem gewissen Bercht gehörte. Blicken wir noch weiter in die Phase der ersten Besitzverzeichnisse der Salzburger Kirche um 800 zurück, so tauchen dort bereits Namen von Almen auf, die auf dem Gebiet des späteren Landes Berchtesgaden zu verorten sind: die Gotzenalm östlich des Königssees sowie die Ahornalm am Rossfeld.

Den Pröpsten kritisch gegenüber gestanden

Während aber diese Güterverzeichnisse für die weitere Umgebung Berchtesgadens zahlreiche Erstnennungen von Kirchen, Weilern und Dörfern vorhalten, sucht man – mit Ausnahme der beiden Almen – entsprechende Örtlichkeiten auf dem Boden des späteren Stiftslandes vergeblich. Denn von einer großflächigen Besiedelung ist für diese frühe Zeit nicht auszugehen. Stattdessen bestand die Gegend zunächst aus einem großen Waldgebiet, das immer wieder unterbrochen war durch Weiler und Einzelgehöfte, sowie einem kleinen Dorf namens Berchtesgaden.

Als zu Beginn des 12. Jahrhunderts die Gründung des gleichnamigen Augustiner-Chorherrenstifts erfolgte, war die landwirtschaftliche Kultivierung und Nutzbarmachung zwar in Ansätzen bereits vorhanden. Aber erst mit der Stiftung der Propstei und der daraus resultierenden Kolonisierungspolitik erhielt dieses Gebiet seine entscheidende Prägung. Die zu Beginn kleine und kaum überlebensfähige klösterliche Niederlassung avancierte in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten



Mit dem wachsenden Gras brachte man das Vieh auf die Almen oder entlegene Weideflächen, um die Wiesengründe zu entlasten und für die existenziell notwendige Heuernte zu reservieren. Nach einem Gemälde von Lorenzo Quaglio, 1867.

– Fotos: Johannes Lang



In topographischer Hinsicht eignete sich das Gelände insbesondere für die Viehhaltung, hier eine Sennerin auf der Saletalm mit Kühen, um 1930.

zum Mittelpunkt und zur Residenz eines eigenständigen Landes, das immerhin bis zum Jahre 1803 bestehen sollte.

Das Stift als geistliches, die Residenz als weltliches Zentrum, das Salz als wichtigster Bodenschatz und Quelle für Reichtum, ein naturräumlich wie künstlich abgeschlossenes Territorium sowie hohe, für unersteigbar gehaltene Berge – sie stellten über Jahrhunderte das wahrnehmbare Bild der kleinen Fürstpropstei Berchtesgaden dar. Aber noch etwas sollte prägend werden für das Land: die Bewohner und ihre Gehöfte. Im Gegensatz zu den anderen Ländern im Ostalpenraum, deren bäuerliche Bevölkerung auf verschiedene geistliche oder weltliche Grundherrschaften aufgesplittet war, vereinte die hiesigen Bauern ihre ausschließliche Zugehörigkeit zu der dem hl. Petrus geweihten Propstei.

Grundherrschaft und Landes-herrschaft waren deckungsgleich, und der Propst galt neben seiner Funktion als Grund- und Landesherr für die Bevölkerung auch als deren geistliches Oberhaupt. Auf diese Weise wuchs schon bald eine Identifikation der Stiftsleute mit ihrem Land, wogegen man den Pröpsten, die nur in den seltensten Fällen tatsächlich auch aus dem Herrschaftsgebiet der Propstei Berchtesgaden stammten, traditionell kritisch gegenüberstand. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich im Verlaufe des Hochmittelalters eine selbstbewusste Bauernschaft, die zu einem der politischen Akteure der kleinen Propstei aufstieg: Als im Jahre 1306 Berchtesgadener Untertanen blutig gegen Hörige des Salzburger Erzbischofs auf dem Untersberg vorgingen – Zankobjekt war wohl die im strittigen Grenzbereich situierte „Zehnkaseralm“ – beteiligten

sich daran neben Teilen der Beamtschaft auch die offenbar über das gesamte Territorium der Propstei verteilte gesellschaftliche Spitze der bäuerlichen Bevölkerung. Erstmals lassen sich in der darüber ausgestellten Urkunde einzelne Bauern namentlich fassen, wobei etliche für bestimmte Gehöfte namengebend werden sollten und mehrere dieser Namen bis heute im Berchtesgadener Raum gebräuchlich sind.

Weder angestammter Adel noch Patriziat

Bemerkenswert ist das Schriftstück auch, weil Berchtesgaden darin zum ersten Mal als „Land“ angesprochen wird. Im Gegensatz zum bloßen Herrschaftsterritorium konstituierte sich das Land durch den Verbund seiner Mitglieder: Der Propst und das ihm beratend zur Seite stehende Kapitulum bildeten die politische Führung, während die Bürger der sich im Verlaufe des 14. Jahrhunderts etablierenden Märkte Berchtesgaden und Schellenberg die wirtschaftliche und finanzielle Kraft darstellten. Dagegen gab es in Berchtesgaden weder einen angestammten Adel noch ein städtisches Patriziat. Stattdessen gesellte sich die bäuerliche Bevölkerung hinzu, die das nutzbare Land bewirtschaftete und die klösterliche Gemeinschaft versorgte. Alljährlich mussten die Bauern Naturalien sowie Geldbeträge im Kloster abliefern und bei Bedarf Robotdienste leisten.

Die für das frühe 14. Jahrhundert nachweisbare Emanzipation der bäuerlichen Bevölkerung erfuhr im Jahre 1377 noch einmal einen entscheidenden Auftrieb durch die

Ausstellung des so genannten Landbriefs, der als ein erstes Instrument einer Berchtesgadener Landesverfassung angesehen werden kann: Die Propstei räumte ihren Untertanen das Recht ein, die bis dahin zu Freistift (mit jährlichem Kündigungsrecht) innegehabten Lehen käuflich zu Erbrecht zu erwerben. Damit erst war die Vererbung eines Gehöfts an die nächste Generation innerhalb der Familie gewährleistet. Obwohl die Berchtesgadener Grundholden auch weiterhin als Leibeigene galten und das Eigentum an den Lehen nach wie vor der Propstei zustand, konnten die Bauern nunmehr als Besitzer ihrer so genannten Erblehen auftreten. Die Bauern durften diese auch teilen – der Landbrief spricht von theoretisch vierfachen Hofteilungen –, nach Rücksprache mit der Propstei verkaufen oder verpfänden, was die Grundholden zu eigenständigen Rechtspartnern werden ließ. Mit dem Erwerb des Erbrechts verbunden waren zwar mehrere steuerliche Vergünstigungen, aber auch Pflichten, so etwa die Verteidigung der Landessouveränität, konkret die Bewachung der Landesbefestigungen und der gesicherten Grenzlinien, weshalb die Erblehenninhaber einen Harnisch in ihren Häusern zu verwahren hatten, um damit im Verteidigungsfall an den Grenzen zu erscheinen.

Im Landbrief von 1377 findet sich die erstmalige Bezeichnung der genossenschaftlich organisierten und korporativ auftretenden Untertanenschaft als „Land-schaft“. Damit wurde einerseits die innenpolitische Konsolidierung und Verfasstheit des Landes unterstrichen, und andererseits war der Landbrief für die Entstehung sogenannter „Gnotschaften“ innerhalb der Propstei von entscheidender Bedeutung: Denn mit Ausnahme

der beiden Marktorte Berchtesgaden und Schellenberg bestand das besiedelte Gebiet überwiegend aus Einzelgehöften, die in Berchtesgaden bis heute zumeist „Lehen“ genannt werden. Während sich dörfliche Strukturen nur vereinzelt im Bereich von Goteschhäusern entwickelten (außerhalb der Märkte war dies zunächst nur St. Sebastian in Ramsau), und Weiler kaum bestanden, befanden sich die für die Region typischen Einödhöfe üblicherweise inmitten ihrer vermarkten und zu bewirtschaftenden Feld-, Wiesen- und Waldgründe. Diese lagen verstreut sowohl in den Tälern als auch auf den Höhenzügen des gebirgigen Landes. Mehrere topographisch zusammengehörende Lehen schlossen sich fortan zu einer Gnotschaft (von genö schaft = Gemeinschaft bzw. Standesgemeinschaft, Teilhaberschaft; Genossenschaft) zusammen – ein Vorgang, der selbstredend nicht auf obrigkeitliche Weisung hin, sondern auf der Grundlage genossenschaftlicher Eigeninitiativen erfolgte. Innerhalb der Propstei wurde erstmals 1430 eine Gnotschaft – jene von Au – urkundlich erwähnt. In einem Steuerbuch von 1456 werden acht Gnotschaften gelistet, in denen sämtliche Gehöfte eingegliedert waren: Au, Bischofswiesen, Ettenberg, Gern, Ramsau, Salzberg, Scheffau und Schönaun.

Sinn und Zweck der Gnotschaften waren im Spätmittelalter die gemeinschaftliche Nutzung von Wald und Weide sowie gemeinsame Pflichten, wie etwa der Weg- und Brückenbau oder die Armenfürsorge, nicht zuletzt die mündliche Verbreitung von amtlichen Bekanntmachungen. Da sie sich über die besiedelten Teile des Landes beinahe flächendeckend erstreckten, stellten die Gnotschaften nach außen hin Interessensvertre-

tungen für die bäuerliche Bevölkerung dar, dienten der Herrschaft aber auch als Informationsquelle, wenn es beispielsweise vor der Landschaftsversammlung um Benennung von Missständen ging. Daneben bot sich die Einteilung des Landes in Gnotschaften auch für die obrigkeitliche Administration an, z.B. bei der Steuereinhebung. Wenn auch die Gnotschaften ihrem Wesen nach nicht als Brauchgemeinschaften anzusehen sind, so generierte sich daraus im Laufe der Jahrhunderte doch eine gemeinsame Brauchtums- und Festkultur.

Von Beginn an waren die Gnotschaften in einzelne Gnotschaftsbezirke unterteilt, die auf Grund einer dynamischen Siedlungstätigkeit immer wieder Veränderungen unterworfen waren. Den einzelnen Bezirken stand je ein „Gnotschafter“ vor, der den Reihen der Bauern entstammte und einmal jährlich in einem festen Turnus der Häuser wechselte. Einer Gnotschaft standen folglich mehrere Gnotschafter vor. Wegen ihrer Tätigkeit und des damit verbundenen organisatorischen Aufwandes genossen sie bestimmte steuerliche Freiheiten und erhielten Salzdeputate. Im Jahre 1698 wurden für die acht Gnotschaften insgesamt 32 Gnotschafter urkundlich genannt. Weder die Gnotschaften noch deren unterteilte Gnotschaftsbezirke bildeten rechtsfähige Körperschaften; dennoch wirkten die Gnotschafter bei der Abfassung der Steuerrollen beim Landgericht, beim Einsammeln von Steuergeldern sowie bei der Aufsicht über gemeindliche Waldungen mit. Die Einrichtung der Gnotschaft trug maßgeblich dazu bei, dass die bäuerliche Bevölkerung obrigkeitlich als „Land-schaft“ wahrgenommen wurde, denn obwohl sich in Berchtesgaden nie ein Landtag etablierte, fanden die Bauern doch Gehör bei Landschaftsversammlungen oder Landrechtstagen, indem – insbesondere nach dem Bauernkrieg von 1525 – je ein Bevollmächtigter der acht Gnotschaften im Ausschuss der „Land- und Bürger-schaft“ vertreten war.

Großteil entfiel auf Wald- und Almflächen

Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war man bemüht um eine mehr oder weniger funktionierende Subsistenzwirtschaft, die in erster Linie Selbstversorgerbetriebe hervorbrachte. Ein Zeitgenosse schätzte die Größe der in der Fürstpropstei Berchtesgaden für die Landwirtschaft zur Verfügung stehenden Feld- und Wiesenflächen zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf insgesamt nur rund 1360 Hektar – knapp 4 Prozent des gesamten Territoriums – und vermerkte, dass die wenigsten Bauern von ihren Erzeugnissen auch leben könnten. Pro Lehen standen nach dieser Einschätzung zwischen 2,3 und 2,7 Hektar für den Feldbau und die Grünlandbewirtschaftung bereit, während der größere Teil des jeweiligen Grundbesitzes auf Wald-, manchmal auch auf Almflächen entfiel.

Die wenigen ebenen Flächen waren dem Getreideanbau vorbehalten. Dabei kam sogar der in jenen Lagen benachteiligte Weizen zum Zuge, musste dieser doch als Naturalienabgabe an die klösterliche Herrschaft gereicht werden. Die Ernte bestand lediglich in sehr guten Erntejahren aus dem zehnfachen, ansonsten oft nur aus dem drei- bis vierfachen Körnerertrag. Ansonsten bildeten Korn und Hafer die dominierenden Getreidearten, während das Biergetreide Gerste kaum eine Rolle spielte. Für die Leinen- und Ölherstellung baute man Flachs an. Daneben hielt man in bescheidenem Umfang Ackerboden für den Anbau von Kraut, Hülsenfrüchten, Erbsen, Linsen und Zwiebeln vor. Kar-



Berchtesgadener Bäuerin beim Butterstampfen, Lithographie um 1840.

toffeln, die der allgemeinen Dürftigkeit hätten Abhilfe leisten können, nahmen erst um 1800 und sehr zögerlich Einzug in die Berchtesgadener Gegend – üblicherweise aus Eigeninitiative, da es an obrigkeitlichen Modernisierungsprogrammen fehlte.

Um die Güte des Ackerbodens zu steigern, nahm die bäuerliche Bevölkerung erhebliche Mühen in Kauf: Man sprengte Felshindernisse und transportierte – teils unter Zuhilfenahme von Fußeisen – Erde und Dünger mittels Kraxen auf erodierte Flächen. Bei Äckern in Hanglage drohten Regengüsse die Saaten talwärts zu tragen. Außerdem erhöhte sich durch den aufgerissenen Boden die Gefahr verheerender Murenabgänge, zumal zahlreiche Lehen immer wieder durch Sturzbäche und Lawinen heimgesucht wurden.

Falls vorhanden, ließ man Pferde den Pflug ziehen, manchmal auch Ochsen. War der Acker zu abschüssig und drohten die Tiere zu stürzen, so konnte es vorkommen, dass sich die gesamte Hausgemeinschaft vor den Pflug spannte. Die Felder waren nicht zwangsläufig unmittelbar neben den Lehen angelegt, sondern richteten sich nach der Bodenqualität. Oftmals musste die geerntete Körnerfrucht garbenweise über größere Entfernungen auf dem Rücken in das Heimgut gebracht werden. In den kleineren Lehen befanden zur Aufbewahrung des Getreides auf den Dachböden größere „Troadtruhn“, denn nur die größeren verfügten über einen jener im Berchtesgadener Land besonders charakteristischen frei stehenden Feldkästen.

Gelände eignete sich für Viehhaltung

Ab dem 17. Jahrhundert wechselte man in einem bestimmten Umbruchrhythmus Grünland und Ackerflächen. Diese so genannte Egartenwirtschaft sah vor, nach der Nutzung zum Feldbau den Grund sich selbst wieder begrünen zu lassen, in der Folge zur Heumahd zu verwenden und erst nach geraumer Zeit wieder zu pflügen sowie mit Feldfrüchten zu bebauen. Auf diese Weise konnte sich der ausgelaugte Boden wieder erholen. Gleichzeitig erfuhr die für die Bergregion so bedeutsame Grünlandwirtschaft keine Schmälerung, denn im Laufe der Jahre wanderte der Acker über die gesamte ackerfähige Fläche eines Lehens, wogegen die im gleichen Zuge wiederbegrasten Flächen erneut für die Heugewinnung zur Verfügung standen.

Denn in topographischer Hinsicht eignete sich das Gelände insbesondere für die Viehhaltung. Als Hornvieh-Rasse war die so genannte „Berchtesgadener Katze“ heimisch, die, wie der Name andeutet, klein und gewandt war und daher in unwegsamen Gegenden gut zurechtkam, dafür aber wenig Milch gab und in den Augen der Zeitgenossen wohl auch nicht sehr ansehnlich erschien. Üblicherweise hielt man immer nur so viel Vieh, wie man den Winter über zu füttern imstande war. Meist reichte das im Heuboden gespeicherte Futter gerade aus, um keine Not-schlachtungen vornehmen zu müssen. Doch wenn die Tiere nach entbehrrungsreichen Monaten im Frühjahr wieder den Stall verließen, waren sie meist bis auf die Knochen abgemagert und wurden nun auf die den Lehen benachbarten Heimweiden getrieben, damit sie wieder an Masse zulegten. Mit dem wachsenden Gras brachte man das Vieh auf die Almen oder entlegene Weideflächen, um die Wiesengründe zu entlasten und für die existenziell notwendige Heuernte zu reservieren.

Der Jakobstag (25. Juli) galt bei den Berchtesgadener Bauern als Stichtag für den in den nächsten zwei Monaten zu erwartenden Ertrag: Man maß die Menge der Milch und die daraus resultierende Butter und zog daraus die Schlüsse für die Buttererzeugung während des Almsommers. Butter und Topfen waren die Haupterzeugnisse



Die **Gotzenalm** tauchte bereits um das Jahr 800 im Besitzverzeichnis der Salzburger Kirche auf, hier auf einem Foto um 1930.



Die **hohe Bevölkerungsdichte** des Landes führte dazu, dass die in der Regel kleinen Hofgrößen mit einem zusätzlichen Recht auf Erwerb ausgestattet waren etwa zum Schachtelmachen, festgehalten auf einem Holzstich um 1870.

aus der Viehhaltung. Während andere Alpenregionen jedoch namentgebend für bestimmte Käsesorten wurden, brachte der Berchtesgadener Raum in dieser Hinsicht keine signifikante Spezialität hervor. Ein Zeitgenosse mutmaßte sogar, dass man hier „weder die Bereitung noch den Geschmack eines guten Käses“ kenne. Dies verhindert umso mehr, als im Hoch- und Spätmittelalter die Viehwirtschaft sogar noch ausgeprägter war, wie die in jener Zeit große Stückzahl der jährlich an die Herrschaft zu liefernden Käselaibe verdeutlicht. Noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren Lehen zur Reichung von 40, 50 und mehr Käselaiben angehalten, bevor dieser Dienst wenig später in einen Geldwert umgewandelt wurde.

Neben dem Hornvieh wurden auf den Berchtesgadener Lehen in geringerem Maße auch Schafe, Ziegen und – bis zur winterlichen Hausschlachtung – Schweine gehalten. Sowohl als Zugpferd für den Pflug als auch zum Zwecke der Holzbringung, nicht zuletzt aus Gründen der Repräsentation leisteten sich die größeren Gehöfte ein bis zwei Pferde. Hühner waren auf jedem Gut obligatorisch. Ausgeprägt war auf dem Gebiet der Fürstpropstei die Imkerei. 30 und mehr Bienenstöcke waren für größere Lehen nichts Ungewöhnliches, und nicht selten transportierte man einige Stöcke während der Sommerszeit sogar hinauf auf die Almen.

Dass die frühesten bekannten Orts- und Flurnamen aus der späteren Fürstpropstei Berchtesgaden die Bezeichnungen für Almen darstellen, zeigt, wie prägend die Almnutzung hier von Beginn an gewesen ist. Während bestimmte Almen bereits im Frühmittelalter vorhanden waren und bei einigen sogar auf eine römische Vergangenheit zu schließen ist, entstanden die meisten Almflächen während der hochmittelalterlichen Kolonisierungsphase. Wie eine selbstverständliche Zutat zu den Lehen werden Almen im Landbrief von 1377 urkundlich erwähnt. Mit der Leistung der Urbarmachung bergiger Regionen und der Schaffung von Almflächen gingen zunächst auch Besitzrechte einher: Die entstandenen Almen wurden rechtlich mit den Heimgütern verbunden. Erwarb ein Bauer das im Landbrief angebotene Erbrecht für

sein Lehen, so erhielt er damit – falls vorhanden – auch die dazugehörige Alm bzw. das Almrecht.

Während kleine Almen oft nur von einem einzigen Lehen bewirtschaftet („befahren“) werden durften – durch Güterteilungen kamen meist später weitere hinzu – gab es auch weitläufige Almflächen, die gemeinschaftlich von zahlreichen Bauern als so genannte Kommunalmen genutzt wurden. Ab dem 16. Jahrhundert regelten dort Almindnungen das gemeinsame Leben und Wirtschaften. So etwa war genau festgelegt, wer wann mit wieviel Vieh und Tieren welcher Gattung eine bestimmte Alm befahren durfte, um einer „Übertreibung“ vorzubeugen. In der Regel durfte man nur so viel Vieh auf die Alm treiben, wie man in der Lage war, über den Winter zu bringen. Meist bildeten die Namenstage bekannter Heiliger die jeweiligen Stichtage für Auf- oder Abtrieb. Auch Almen waren der Steuer und bestimmten Abgaben unterworfen.

Das Prinzip der Alm gründete darauf, dass die wenigen nutzbaren Talböden ausschließlich für die Heumahd zur Verfügung standen, während die Tiere auf den Höhen kräftigende Kräuter vorfanden und in ihrer Konstitution gestärkt wurden. Im Idealfall besaß ein Bauer Rechte an mehreren Almen, wodurch in einem Zwei- oder sogar Drei-Staffelsystem gewirtschaftet werden konnte: Das aufzutreibende Vieh weidete zuerst auf der Niederalm, wurde nach einer bestimmten Zeit auf den Mittelleger, dann auf die Hochalm, zurück auf den Mittelleger und schließlich zu Ende des Almsommers noch einmal auf die Niederalm getrieben. In Abwesenheit der Tiere konnte auf den anderen Staffeln das Gras nachwachsen. Während die Niederalmen oft noch unter 1000 Höhenmetern lagen, konnten die Hochleger mehr als 2000 Meter Seehöhe aufweisen, wodurch deren Nutzbarkeit meist nur auf 2 bis 3 Wochen während des Hochsommers beschränkt blieb.

Üblicherweise besaßen die Bauern auf ihren jeweiligen Almen so genannte Kaser – meist aus Holz, später manchmal auch in Stein errichtete Hütten, deren Größe stark variierte und abhängig war von der Nähe schlagbarer Wälder. So etwa fielen die Kaser unter-

halb der Baumgrenze deutlich stattlicher aus als in sehr hoch gelegenen Zonen, wo das Bauholz aufwendig hinaufgetragen werden musste. Waren Almen großzügig und ertragreich, so legte man an den Kasern so genannte Almanger an: Wiesenflächen, die durch Holz- oder Steinzäune – so genannte Hage – umgrenzt waren, wohin das Vieh nicht gelangte und die gemäht wurden. Das gewonnene Heu diente im Fall eines plötzlichen Wintereinbruchs, wie er in den Hochlagen während des Sommers immer wieder vorkommt, als Notration für die Tiere. In einigen Fällen erwies sich die Ernte als derart üppig, dass die Bauern das Heu mittels Schlittenfahrten im Winter sogar ins Tal zu ihrem Lehen brachten.

Behirtung war lange unüblich

Während die Almwirtschaft in den Westalpen eine männliche Domäne darstellt, ist diese Arbeit im östlichen Alpenraum – insbesondere in der bayerisch-salzburgischen Region, so auch in Berchtesgaden – traditionell den Frauen vorbehalten. In den Augen so mancher Zeitgenossen galt die Sennin als arbeitsamer und reinlicher als ihr männlicher Kollege, was gerade im Hinblick auf die Lebensmittel-erzeugung nicht unbedeutend war. Obwohl eine regelrechte Behirtung in den Berchtesgadener Bergen unüblich war und das Vieh auf der Alm tagsüber seiner Wege ging, kümmerte sich ein Hüterbub, meist ein halbwüchsiger Jugendlicher, darum, dass das Vieh abends den Kaser aufsuchte. Die Sennin, manchmal unterstützt durch eine Zusennin, besorgte das Melken der Kühe und die zeitraubende Verarbeitung der Milch, zäunte gefährliche Passagen ab, führte Reparaturen durch, senste das Gras des Almangers und machte Heu. Waren die Tiere krank, so wusste sie um die wichtigsten zu treffenden Maßnahmen. Die auf den Almen erzeugten Produkte – Butter, Butterschmalz, Käse und Topfen – brachte man mittels Kraxen regelmäßig hinunter ins Tal. Bis dahin lagerten oder reiften sie in den Kaskellern, die entweder innerhalb der Kaser oder in deren Nähe ange-

legt waren. Meist waren dies gegen Norden gerichtete Felspalten, die künstlich mit einem Steinboden überbaut wurden und in denen auch im Hochsommer eine konstante Kühle herrschte.

Neben Kühen wurden auf den Almen auch Jungrinder, selten Pferde, manchmal ein Stier sowie einige Schafe und noch weniger Ziegen gehalten. Gleichwohl musste der Almboden in regelmäßigen Abständen von Baumanflug, Latschenbewuchs und unliebsamen – giftigen oder für das Vieh unverträglichen – Pflanzen geräumt werden. Dieses so genannte Schwenden, das die Almen letztlich vor einem Zuwuchern bewahrte und daher für den Bestand der Alm existenziell notwendig war, fand üblicherweise ein bis zwei Wochen vor dem jährlichen Auftrieb statt und wurde meist von einer Gruppe Männern in mehrtägiger Arbeit verrichtet. Zu Ende des 18. Jahrhunderts gab es auf dem Berchtesgadener Territorium 128 Almen mit 277 Kasern sowie 365 Almrechten.

Mit der Ausdehnung der Forstwirtschaft für die Saline kam es ab dem 16. Jahrhundert verstärkt zu Interessenskonflikten der fürstpropstlichen Politik einerseits, für die das Salzwesen als wirtschaftliche und finanzielle Zugmaschine des Landes im Vordergrund stand, und den Almbauern andererseits, die eine unbeschränkte Bewirtschaftung ihrer Almflächen verfolgten. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts wuchs der Schuldenberg des kleinen Landes derart, dass der Fürstpropst in einem geheimen Vertrag das gesamte Salzwesen an Bayern verpachtete. Im Vorfeld ließ die kurbayerische Verwaltung 1794 die einzelnen Berchtesgadener Waldorte sowie die darauf befindlichen Almen beschreiben und kam zu dem Ergebnis, dass es auf den Berchtesgadener Bergen kaum vermarkte Almen gab, was zwar in der Fürstpropstei Berchtesgaden üblich, aber in den Augen der kurbayerischen Beamten nicht rechtens war. Daraus folgte man irrigerweise, dass Schwandrechte nicht bestünden und deklarierte die meisten Almen daher als so genannte Maisalmen, deren Nutzung nur auf obrigkeitlichen Ruf und Widerruf erfolge. Damit fand der Begriff der Maisalm eine falsche Anwendung, denn eine Maisalm wurde dem Wortsinn nach nur kurzfristig in geschlägerten Waldflächen bis zu deren Aufwuchs mit Vieh bestoßen, weshalb dort eigentlich keine dauerhaften Hütten entstehen konnten. Gleichwohl galten die Almen auf den Berchtesgadener Bergen von nun an überwiegend als „Maisalmen“, ungeachtet dessen, dass etliche davon seit vielen Jahrhunderten Bestand hatten. Durch die Eingliederung des Ländchens Berchtesgaden in das Königreich Bayern wurde dieses für die Bauern benachteiligte Rechtsverhältnis weiter zementiert.

Ein Zeitgenosse stellte zu Beginn des 19. Jahrhunderts fest, dass nur die wenigsten Berchtesgadener Lehen allein vom Ertrag ihrer Landwirtschaft – dafür erforderlich waren wohl mindestens 12 bis 14 Kühe – leben konnten, was mit den geringen Gehöftgrößen zusammenhing. Bereits der Landbrief von 1377 verrät, dass Erblehen-Teilungen vonseiten der Obrigkeit durchaus gutgeheißen wurden. Die Stiftsleitung betrachtete derartige Teilungen jedoch weniger unter dem Aspekt einer intensiveren landwirtschaftlichen Nutzung des Landes, sondern überwiegend als soziales Ventil: Denn die Stellung der Berchtesgadener Grundholden als Leibeigene, die sie bis zur Aufhebung der Fürstpropstei 1803 (und sogar noch danach) blieben, verbot die anderswo durchaus übliche Freizügigkeit, wonach beispielsweise weichende Kinder – nicht für die Hofübernahme bestimmte Familienmitglieder – das Land verlassen durften. In der kleinen Fürstpropstei Berchtesgaden hingegen mussten sie weiterhin im Land bleiben, was zwangsläufig zu einem Anwachsen der Gesamtbevölkerung führte. Um das Jahr 1500 lebten hier ca. 4000 Menschen, während um 1800

um die 9000 Personen das Land bevölkerten. Parallel dazu wuchs in den Gnotschaften Schönau, Ramsau, Bischofswiesen, Gern und Au bis zum Jahr 1800 die Anzahl der Lehen, während diese in Salzburg und Schellenberg-Land abnahm. Nicht unbedeutend war auch die Zahl der Tagelöhner – so genannter Inleute –, die in bäuerlichen Gehöften dauerhaft eingemietet, ohne Grundbesitz waren und keiner geregelten Arbeit nachgingen. In der Gnotschaft Schönau machten diese immerhin zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

Innenpolitische Krise führte zur Religionsfrage

Die hohe Bevölkerungsdichte des Landes führte dazu, dass die in der Regel kleinen Hofgrößen mit einem zusätzlichen Recht auf Erwerb ausgestattet waren. Dies betraf seit dem Spätmittelalter entweder die Arbeit im Salzwesen sowie der Holzbringung, wo ein protoindustriell anmutendes Produktions- und Logistiksystem zahlreiche Arbeitskräfte band, oder aber das sich zusehends ausdifferenzierende Holzhandwerk, das Berchtesgaden dank eines ausgeklügelten Verlagswesens in der Frühen Neuzeit zu einem europäischen Zentrum der Holz- und Beinschnitzer, Schachtel- und Spielzeugmacher werden ließ. Vor allem während der Winterszeit verbrachte zumeist die gesamte Familie mit dieser Art der Heimindustrie, die der bäuerlichen Bevölkerung Berchtesgadens eine gewisse Form der abgesicherten Armut garantierte. Zwischen den einzelnen Holzhandwerksarten – es gab u.a. Drechsler, Schnitzer, Schachtelmacher, Pfeifenmacher und Fassmaler – bestand eine strikte Klasseneinteilung, die sich sowohl gegen modernistische Strömungen als auch gegen organisatorische Reformen richtete.

Zu einer schweren innenpolitischen Krise in Berchtesgaden führte die Religionsfrage und die 1733 erfolgte Emigration von Stiftsuntertanen, die sich zur protestantischen Konfession bekannten: Rund 1100 Berchtesgadener – etwa zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung der Fürstpropstei – verließen daraufhin das Land, um in Preußen und Hannover eine neue Heimat zu finden. Dieser Aderlass war für das geistliche Fürstentum nur schwer zu verkraften. Insbesondere das bis dahin einträgliche Holzhandwerk erholte sich nicht mehr davon. Die Abkehr vom Holz als Werkstoff bei der Herstellung von Spielzeug und Behältnissen führte ab dem 19. Jahrhundert zu einem dramatischen Niedergang der einstmals weitem bekannten „Berchtesgadener War“. Zugleich entstand für Berchtesgaden ein neues Standbein: Im Gefolge jener, die in der Zeit der Romantik das Land zunächst nur vereinzelt bereist und öffentlichkeitswirksam beschrieben hatten, kam ab der Mitte des 19. Jahrhundert eine zusehends größer werdende Zahl an Touristen. Und bald schon wurde das Land der ehemals von Dürftigkeit gekennzeichneten Fürstpropstei zu einer der bedeutendsten touristischen Destinationen Mitteleuropas. Davon profitierte nicht zuletzt die bäuerliche Bevölkerung, die ihre Tore für die saisonale Zimmervermietung öffnete, während in der Landwirtschaft der Einsatz von Maschinen um sich griff. Hatte in der Vergangenheit das intensive Bemühen aller sowie die Ausübung eines Nebenerwerbs das Überleben der bäuerlichen Einheit gesichert, so prägte nunmehr die Verwendung von Maschinen sowie die Ausübung einer nebenberuflichen Tätigkeit – nicht selten im touristischen Segment – den landwirtschaftlichen Betrieb. Die heute vielfach erforderliche Flexibilität, nämlich die Nebenerwerbslandwirtschaft und den Beruf in Einklang zu bringen, hat in Berchtesgaden jedenfalls eine jahrhundertelange Tradition.